

Leseprobe aus:

Klara Holm

Möwenfraß



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

KLARA HOLM

Möwenfraß

EIN OSTSEE-KRIMI

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, April 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther

(Foto: mauritius images/Novarc; plainpicture/goZooma)

Satz Arno PostScript, InDesign, bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26694 2

FÜR ANDY

Der See war am Ende der falsche,
aber die Inspiration goldrichtig.

Danke!

Rügen, Mai 2013

Es war ein Tag wie geschaffen zum Sterben. Nicht für einen dramatischen Tod, eher für den kalten, von summenden Maschinen begleiteten in den sterilen Zimmern eines Krankenhauses. Komisch, dass ihr dieser Gedanke kam. Eigentlich neigte sie gar nicht zu depressiven Anwandlungen.

Peggy stieß die Tür des Jaguars auf und schaute auf ihr Elternhaus, das am Rand des kleinen Ostseedorfes Vitt lag. Es war erst gegen sieben Uhr abends und trotzdem schon fast dunkel. Die Regenschauer der letzten Tage hatten den Garten in ein Ödland aus Matsch und schlaffem Unkraut verwandelt. Das Gartentörchen schwang im Wind. Über dem Häuschen mit den dreckigen Fenstern und dem bemoosten Reetdach hing der Himmel so tief, dass er ihr vorkam wie ein Sargdeckel. Sie lauschte, doch bis auf das Pladdern des Regens war kein Geräusch zu hören. Nicht mal das unmelodische Gekrächze der Möwen, das ihr sonst so auf die Nerven fiel. Nur das eintönige, andauernde Rauschen. Kein Wunder, dass sie an Krankenhäuser dachte. *Es ist, als würde im nächsten Moment ein Arzt die Maschinen abschalten.*

Sie gab sich einen Ruck, stieg aus dem Wagen und hastete durch den Regen Richtung Haustür. Das Haus ihrer Eltern war über dreihundert Jahre alt, aber es strahlte keine Idylle wie der Rest des Dorfes aus, sondern war regelrecht verkommen. Von der Tür und den Sprossenfenstern blätterte der Lack ab. Die Fenstersimse waren von Möwen vollgeschissen worden. Überall Dreck und Verfall. Es war ein sterbendes Haus.

Verdammt, da dachte sie schon wieder an den Tod.

Deprimiert kramte sie in ihren Taschen nach dem Schlüssel. Es war eine blöde Idee gewesen, nach Vitt zu kommen. Als sie einen Blick in den hinteren Teil des Gartens warf, wurde ihr sogar ein bisschen unheimlich. Diese Bäume mit den dichten Kronen, die das letzte Licht raubten. Die wuchernden Büsche, hinter denen sich alles Mögliche verbergen konnte. Hatte Klarissa nicht erzählt, dass irgendwelche Penner ein Fenster eingeschlagen und im Haus übernachtet hatten? Peggy schauderte und drehte hektisch den Schlüssel im verrosteten Schloss.

Als die Tür endlich aufschwang, flüchtete sie erleichtert in den Flur. Dummerweise blieb es dunkel, obwohl sie den Lichtschalter drehte. Wahrscheinlich war die Birne durchgebrannt. Doch nach einigen Sekunden hatten ihre Augen sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt.

Sie wollte gerade die Haustür schließen, als sie in der Nähe der Gartenpforte eine Bewegung wahrzunehmen meinte. Angestrengt musterte sie das Gesträuch vor der Hecke, konnte aber nichts entdecken. Hoffentlich war das nicht der verfluchte Köter, von dem sie bei ihrem letzten Besuch im Ort gehört hatte. Sein Besitzer ließ ihn streunen, obwohl er aggressiv war und Vögel und einmal sogar eine Katze zerfleischt hatte. Sie schlug mit einem Knall die Tür ins Schloss.

In der Küche funktionierte die Glühbirne zum Glück noch, und kurz darauf vertrieb das kalte Licht der Energiesparlampe die Dunkelheit. Peggy starrte zur Spüle, wo eine Pappschale mit drei Pomesstäbchen und einem Ketchupklecks vor sich hin gammelte. Igitt, wie eklig. Die Sache mit den Pennern schien zu stimmen, und offenbar war das noch gar nicht lange her. Die Vorstellung, dass fremde Menschen sich direkt hier, wo sie stand, aufgehalten und ihren Müll verbreitet hatten, ängstigte sie.

Bekommen kehrte sie in den Flur zurück. Nach dem Tod ihrer Eltern hatten Klarissa und sie vorgehabt, das Haus an Urlauber zu

vermieten. Hätte doch möglich sein müssen, wo die Touristen den Ort so liebten. Aber die Renovierung wäre aufwendig gewesen, und Kristof, der das Geld dafür auf den Tisch hätte legen müssen, zeigte kein Interesse.

Aber das war im Moment nicht wichtig. Jetzt wollte sie erst mal den Test machen. Sie tastete sich über die Stiege zum Bad hinauf. Auch hier gab es nur eine deprimierende Sparbirne, die gefühlte fünf Minuten brauchte, ehe sie ihr kümmerliches Licht verstrahlte. Peggy wartete, bis sich die Umrisse der alten Badewanne und des Waschbeckens aus der Dunkelheit schälten.

Gerade kramte sie die Packung mit dem Schwangerschaftstest aus der Handtasche, da fuhr sie zusammen. Knarrte etwas im Erdgeschoss? Sie horchte angespannt. Die Mutigste war sie nicht, und der Gedanke, dass sich dort unten jemand herumtreiben könnte, ließ ihr Herz wummern und die Pappschachtel in ihrer Hand zittern. Aber Klarissa hatte die kaputte Fensterscheibe ersetzen lassen und eigenhändig die Klappläden mit Holz zugenagelt. Da kam doch niemand mehr rein.

Als dem Geräusch kein weiteres folgte, beruhigte sie sich wieder. Sie würde Klarissa gleich morgen anrufen und ihr klarmachen, dass sie die alte Kate endlich verkaufen mussten. Mit Geld war ihrer Schwester doch auch besser gedient, als wenn sie diesen Schrein in Form von Holz und Steinen bewahrten. Klarissa und ihre Sentimentalität!

Mit geübten Bewegungen riss Peggy die Verpackung auf und zog den Teststreifen heraus. Es war nicht ihr erster Versuch, sie wusste also, was sie zu tun hatte. Die Klobrille war schmutzig und der Lack von Rissen durchzogen, sodass sie sich nicht draufsetzen mochte. Sie kicherte nervös. Hoffentlich war der Test positiv. Bitte, lieber Gott, mach, dass er positiv ist!, betete sie im Stillen. Sie war jetzt vierundvierzig, und viele Chancen hatte sie nicht mehr – da gab sie sich keinen Illusionen hin.

Der Strahl rann warm über das Teststäbchen, ein Teil auch über ihre Finger. Sie entdeckte eine alte Zeitung auf der Fensterbank, legte den Test darauf ab und säuberte sich. Dann ging sie zum Waschbecken. Auch die Seife war unangenehm schlierig.

Durch das Dachfenster hörte sie den Nachbarskötter bellen. Dass man solche gemeingefährlichen Viecher nicht einfach einschläferte! Sie ließ Wasser über ihre Hände strömen und wischte sie am Hosenboden trocken, weil sie das Handtuch nicht anfassen wollte.

Plötzlich war ihr schlecht vor Nervosität. Das Testergebnis ließ sich schon nach einer Minute ablesen. Sobald sie den Streifen aufnahm, würde sie Gewissheit haben. Aber jetzt, wo es so weit war, zögerte sie. Anstelle der Ungeduld, die sie in den letzten Stunden geplagt hatte, überkam sie Niedergeschlagenheit. Was, wenn ihre Hoffnung trog? Wenn die Regel nur ausgeblieben war, weil sie sich überanstrengt hatte? Oder weil sie sich so sehr ein Baby wünschte, dass ihr Körper falschen Alarm gab, wie schon so oft?

Gut, dass sie den Test hier in Vitt machte. Kristofs Spott könnte sie nicht ertragen. Falls der Test negativ war, würde sie sich hier ausheulen und dann gefasst nach Hause fahren und einfach den Mund halten.

Peggy stützte sich auf das Waschbecken und starrte auf den alten schwarzen Sprung neben dem Abfluss. Der Hund hatte aufgehört zu bellen. Im Untergeschoss knarrte es erneut. Wir sollten den alten Kasten wirklich verkaufen, dachte sie zerstreut.

Doch dieses Mal stimmte etwas nicht mit dem Geräusch. Es hörte einfach nicht auf. Sie hob den Kopf. Kam es sogar näher?

Das Klopfen ihres Herzens wurde plötzlich zu einem Hämmern. Ängstlich umklammerte sie den Waschbeckenrand. Es war nicht mehr der Dielenboden im Flur, der knarrte – jetzt ächzten die Stufen. Ihre Furcht wandelte sich in schiere Panik. Jemand stieg die Treppe zur ihr ins Obergeschoss hinauf. Peggy war wie gelähmt. Im

Spiegel sah sie, dass ihr Mund zum Schreien geöffnet war, aber sie brachte keinen Laut hervor.

Die Reflexion im Spiegel zeigte ihr auch, dass die Tür aufgeschoben wurde. Ein Schatten füllte den Türrahmen. Und endlich brach ihr Schrei sich Bahn – um sich im selben Moment in hysterisches Gelächter zu verwandeln.

«Herrgott noch mal. *Du* bist das!»

Sie wollte sich umdrehen, mit ihrer Erleichterung herausplatzen. Doch dann sah sie plötzlich einen Gegenstand aufblitzen. Der Schatten schwang etwas über dem Kopf. Und es sah scharf und bedrohlich aus ...

EINS

Teresa war mit den Nerven am Ende. Ihre sonst so warme Stimme drang schrill durch das offene Fenster auf die Straße; ein furchtbarer Waschweiberton, der überhaupt nicht zu ihr passte. Luka, der im strömenden Regen zu seinem Touareg lief, unterdrückte einen Seufzer. Ein Umzug bedeutete Stress, darauf hatte er sich eingestellt. Aber die letzten Stunden hatten ihn fertiggemacht.

Im Grunde war Teresa die Coolere von ihnen beiden. Nachdem die Entscheidung gefallen war, nach Rügen umzuziehen, hatte sie eine To-do-Liste angelegt, die sie systematisch abarbeitete. Sie hatte das kleine Reihenhäuschen gefunden, in das sie jetzt einzogen, sie bestellte mit Hilfe eines Vergleichsportals Strom, Gas und Wasser, sah sich nach einem Kindergarten für Matilda um ... Selbst als sie herausfand, dass die Plätze auf Rügen Mangelware waren, haute sie das nicht um. «Dann werde ich mir halt was einfallen lassen», verkündete sie lachend.

Zwischen den Telefonaten bereitete sie sich auf ihren neuen Job vor, bei dem es um Offshore-Windenergieanlagen in der Ostsee ging. Vierzehn Tage lang war sie in Aurich beim Hauptsitz ihrer Firma gewesen, um eingearbeitet zu werden, und anschließend renovierte sie die alte Wohnung, als wäre das ein Klacks.

Aber seit sie heute früh Düsseldorf verlassen hatten, war sie wie ausgewechselt. Jede rote Ampel brachte sie auf die Palme, und ihre Kommentare zum Thema Autobahnbeschilderung wären im amerikanischen Fernsehen mit einem langgezogenen *Piiiiieps* überspielt worden.

Luka Kroczek öffnete die Hecktür seines Autos. Der Umzugswagen war bereits entladen, aber die empfindliche Elektronik und sein Saxophon hatte er vorsichtshalber im Touareg transportiert. Er steckte eine Decke um die Soundbox fest und schaute zum Himmel. Dass sie auch noch so ein Sauwetter erwischen mussten! Hoffentlich überstand das Ding den Transport bis zum Haus.

Er wuchtete den Kasten hoch, presste ihn gegen seine Brust und rannte los. Aus dem Augenwinkel sah er einen Nachbarn durchs Fenster spähen. Hoffentlich nette Leute. Teresa hatte den Kaffeeklatsch mit ihren Freundinnen geliebt. Als er ins Wohnzimmer trat, stolperte er beinahe über Tilda, die wie aufgezogen durch den Raum sauste.

«Es wird noch ein Unglück passieren, wenn das Kind so weitemacht», brummte Teresas Mutter. Rosi Schomaker saß auf der Kante des Ledersofas, das als einziges Möbelstück bereits am vorgesehenen Platz stand – eine graublond Frau mit einem Kurzhaarschnitt und einem gerade geschnittenen Blazer, der wie eine Uniformjacke wirkte. Sie hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet und die Beine ans Sofa gepresst, als hätte sie Angst, von Tilda berührt zu werden. Komisch, dass sie ihre Enkeltochter nie beim Namen nannte. Für sie war die Kleine immer nur «das Kind».

Tilda kümmerte es nicht. Sie hatte ihren Bob den Baumeister aus Plüsch weggelegt und versuchte gerade, die kleine Hand durch das Trageloch eines Umzugskartons zu zwängen.

«Verdammtes Ding!», schimpfte Teresa, die vor der Telefonanlage kniete. «Die haben versprochen, dass alles fertig ist, wenn wir ankommen. Das haben sie versprochen! Was denken die denn? Dass ich trommle, bis sie ihren Hintern bewegen?» Sie hielt die Basisstation des Telefons in der Hand und klopfte frustriert auf das Display. Um sie herum lagen Kabel und diverse Mobiltelefone.

Luka stellte die Anlage ab. Einen Moment überlegte er, ob er ihr seine Hilfe anbieten sollte. Aber Teresa war Ingenieurin und

steckte ihn bei allem, was mit Technik zu tun hatte, mühelos in die Tasche.

«Das Kind bringt die Kiste in Unordnung», sagte Rosi.

Gereizt blickte Teresa zu Tilda, die Löffel und Kuchengabeln aus dem Griffloch des Umzugskartons zerrte. «Macht doch nichts, Mutti. Es geht ja nichts kaputt.»

«Wenn du es *so* siehst ... »

«Wie denn sonst? Tilda ist noch nicht mal drei, und wir stecken mitten im Umzug. Ich wüsste außerdem nicht, dass sich der Bundespräsident zum Kaffee eingeladen hätte.»

Rosi presste ihre sowieso schon dünnen Lippen so fest zusammen, dass sie zu einem Strich mutierten.

«Tut mir leid, Mutti», schlug Teresa einen weicheren Ton an. «Ich meine es nicht so. Aber dieses verfluchte Telefon ... » Sie pfefferte die Basisstation beiseite und streckte sich erschöpft auf dem Boden aus. Ihr blondes, kinnlanges Haar bildete einen Kranz um ihr schmales Gesicht, sie lag wie auf einem Heiligenschein.

Herrgott, ist sie hübsch, dachte Luka. Ihre dunkelblauen, fast schwarzen Augen, hinter denen sie ihre Geheimnisse verbarg, die winzige Narbe am Mundwinkel, die Kuhlen zwischen Hals und Schultern, der kleine Busen, der sich gegen das Shirt drückte ...

Sie lachte auf, als Tilda zu ihr gelaufen kam und sich auf ihren Bauch warf. Mit einem kräftigen Schwung schnappte sie sich ihre Tochter und schmatzte ihr eine Kusskaskade unters Kinn.

«Man darf Kinder nicht verwöhnen!», sagte Rosi streng.

«Mutti!» Der kurze Moment der Entspannung war sofort wieder dahin. Teresa ließ Tilda los, gab ihr einen Klaps auf den Hintern und wandte sich wieder der Telefonanlage zu.

Luka machte kehrt und holte den Rest der Anlage aus dem Auto. Dann zog er die schmutzigen Schuhe aus. Ein Blick auf die Armbanduhr zeigte ihm, dass es kurz vor sieben war. Er suchte aus der Kiste mit den Schraubenbeuteln die Packung für die Regalwand

heraus und legte sich das erste Brett zurecht. Das Bücherregal könnte er heute noch schaffen.

«Tilda auch!»

«Du willst mir helfen?»

Matilda hielt sich an seinem Arm fest und kletterte ihm über die Beine. Obwohl sie mit den Vögeln aufgestanden war und im Auto kaum geschlafen hatte, war sie wie aufgedreht. Eifrig krallte sie sich eine Handvoll Schrauben und begann, sie in einem der Schuhe zu verstauen. Luka zwinkerte ihr zu, dann machte er sich an die Arbeit.

«Mutti! Du kannst hier doch nicht rauchen!»

Es ging schon wieder los.

Rosi hatte sich eine Zigarette aus ihrer Handtasche geangelt, doch bei Teresas scharfen Worten ließ sie die Hände sinken.

«Jedenfalls nicht, wenn Matilda im Raum ist», meinte Teresa verärgert.

«Es tut Kindern nicht gut, wenn man sie verwöhnt.»

«Das hat doch nichts mit Verwöhnen zu tun. Passivrauchen ist so was von ... Ach, lass es doch einfach!»

«Dir hat das bisschen Qualm auch nicht geschadet.»

«Woher willst du das wissen? Warte mal, bis ich vierzig oder fünfzig bin.»

Ungerührt holte Rosi ihr Feuerzeug hervor. «Man hätte das Kind weggeben sollen, bis hier alles fertig ist. Kinder haben bei einem Umzug nichts zu suchen.» Der Anzünder flammte auf.

Luka lehnte das Brett, das er an den Regalboden schrauben wollte, an die Wand. «Nein, wirklich. Du kannst hier nicht rauchen», erklärte er bestimmt und nahm Rosi die aufglimmende Zigarette aus der Hand. Sie hatten die Kücheneinrichtung der Vormieter übernommen, sodass er das Drecksding direkt in der Spüle ausdrücken konnte.

«Wenn ich störe, kann ich auch nach Hause gehen», hörte er Rosi beleidigt sagen.

«Aber wir wollten doch noch zusammen essen», protestierte Teresa.

«Du hast doch gar nichts vorbereitet.»

Luka hatte das Bedürfnis, sich die Ohren zu reiben. Beschwerte Teresas Mutter sich tatsächlich darüber, dass kein Essen auf dem Tisch stand? Warum hatte sie nicht einfach eine Schüssel Kartoffelsalat in die Umzugswohnung mitgebracht?

«Wir lassen uns was kommen, Mutti. Das macht überhaupt keine Mühe.»

«In Restaurantgerichten ist überall Glutamat drin. Das vertrage ich nicht.»

«Wir können bei der Bestellung ja angeben ... »

«Denen ist doch egal, was sie bringen. Die schauen nur aufs Geld.»

«Aber ... »

«Ich will lieber nach Hause.»

«Deine Mutter hat recht», fiel Luka Teresa, die immer noch protestieren wollte, ins Wort. «Es ist schon spät.»

In Teresas Augen glitzerten Tränen. Na wunderbar, dachte Luka. Wie kam ein warmherziger, humorvoller Mensch wie seine Liebste nur an einen solchen Drachen von Mutter? Schweigend zog er die Schuhe wieder an und hielt Rosi die Tür auf. Sie sah aus, als könnte sie gar nicht schnell genug nach draußen kommen.

Während der Fahrt über die im Regen glänzenden Straßen sagte sie keinen Ton. Luka war sicher, dass sie ihn nicht leiden konnte, was ihm allerdings nichts ausmachte. Er suchte keinen Familienanschluss. Aber wie sie mit Teresa und der Kleinen umging, regte ihn trotzdem auf.

Wenig später erreichten sie den Wohnblock mit der grünen Zakenbemalung, in dem Rosi wohnte.

«Bis bald dann.»

«Ja», murmelte sie geistesabwesend, stieg aus, schlängelte sich

an einem Bauzaun vorbei und verschwand hinter der Eingangstür, über der eine riesige grüne 15 prangte. Sie kam ihm vor wie ein Maulwurf, der nach einem Ausflug ans Tageslicht glücklich wieder in seine dunkle Höhle kroch.

Als er in die neue Wohnung zurückkehrte, fand er das Wohnzimmer verlassen. Auch aus den übrigen Zimmern war kein Ton zu hören. Er stellte den Fernseher, den er aus dem Wagen mitgenommen hatte, neben die Telefonanlage und machte sich auf die Suche nach Teresa. Sie und Tilda lagen zwischen Kisten und Kartons auf der Doppelbettmatratze. Ihre blonden Haarschöpfe lugten unter der dicken Decke mit dem geblühten Bezug hervor. Tilda hatte sich an ihre Mama gekuschelt und schlief Gott sei Dank bereits. Aber Teresa war mit Sicherheit noch wach.

Luka kniete sich auf die Matratze und streichelte über ihr Haar.

«Sie hat Tilda kein einziges Mal auf den Arm genommen», sagte Teresa leise.

«Ich weiß.»

«Mich hat sie auch nicht angefasst. Ist dir das aufgefallen? Ich rede ja gar nicht von Umarmungen. Aber sie hat mir nicht mal die Hand gegeben. Sie behandelt mich wie eine Fremde.»

«Lass sie doch, Süße. Sie ist, wie sie ist. Und zum Glück zieht sie ja nicht bei uns ein.» Als er Teresa eine Strähne aus dem Gesicht strich, spürte er, wie sie sich steif machte. «Willst du drüber reden?»

Statt einer Antwort zog sie die Bettdecke fester um sich. Er seufzte verhalten. Diese Reaktion kannte er aus der Zeit, als ihre Beziehung noch frisch gewesen war und Teresa nicht wusste, wieweit sie ihm trauen konnte. Tildas Vater hatte sie noch vor der Geburt des Kindes verlassen, und die Verletzung ging tief. Es ist vermutlich auch nicht die erste, die sie erlitten hat, dachte Luka, Rosis bescheuertes Verhalten vor Augen. Er beschloss, sie in Ruhe zu lassen, stand auf und ging in den Flur. Im Wohnzimmer warteten die Regale. Aber er hatte keine Lust mehr, sich an die Arbeit zu machen.

Plötzlich fiel ihm sein Saxophon ein, das immer noch im Auto lag. Er verließ das Haus und kehrte zum Touareg zurück. Der Regen hatte aufgehört, und als Luka zum Himmel blickte, sah er zwischen den aufreißenden Wolken erste Sterne blitzen. Spontan öffnete er die Wagentür und setzte sich hinters Steuer. Einfach losfahren, den verdammten Tag abschütteln und versuchen, den Kopf frei zu kriegen – das war's doch.

Sein Navi war kaputt, aber in der Ablage steckte ein Google-Ausdruck, auf dem der Weg zwischen dem Haus und dem Bergener Kriminalkommissariat eingezeichnet war. Luka studierte die Karte und fuhr los. Wenig später hielt er vor seinem künftigen Arbeitsplatz. Es war ein deprimierender, weiß und braun gestrichener Betonkasten mit einem Parkplatz daneben, dessen Rückseite von einer Betonmauer mit verrosteten Eisentüren begrenzt wurde. Vor dem Haus wuchsen ein paar kümmerliche Büsche, gegenüber lag ein Sportplatz. Na schön.

Er ließ den Motor wieder an, hatte aber keine Lust, nach Hause zurückzukehren. Teresa schlief wahrscheinlich inzwischen. Lustlos kurvte er durch die fremden Straßen. Er kam an einem Bushäuschen vorbei, an dessen Scheiben für Real und einen toom-Markt geworben wurde. Genau wie daheim in Düsseldorf. Aber die Plattenbauten gegenüber stammten mit Sicherheit noch aus DDR-Zeiten. Mit ihren seltsamen Aufsätzen, die wie riesige, gebogene Schiffsschornsteine auf den Flachdächern pappten, wirkten sie fremd und hässlich auf ihn.

Als Teresa ihm vor einigen Monaten gesagt hatte, dass sie sich nach Rügen bewerben wollte, hatte er erst einmal schlucken müssen. Seine Arbeit bei der Düsseldorfer Polizei war nicht besonders gut bezahlt gewesen, unterbesetzt waren sie auch, aber die Arbeit machte Spaß, und mit seinen Kollegen verband ihn echte Freundschaft.

Teresa wünschte sich den Start ins Berufsleben aber brennend. Sie hatte für ihr Studium böse ackern müssen. Ingenieurwesen war ja

immer noch eine Männerdomäne, und man hatte ihr auf der Uni das Leben nicht gerade leichtgemacht. Zudem hatte sie sich jahrelang in Nachtjobs aufgerieben, weil das BAföG nicht reichte. Und dann war sie im vorletzten Semester von dem Mistkerl geschwängert worden, der sich davonstahl, als Tilda sich ankündigte. Trotzdem hatte sie weitergemacht und mit dickem Bauch ihre Examensprüfungen abgelegt. Aber danach war sie pfeilgerade in die Arbeitslosigkeit geschlittert. Wer wollte schon eine alleinstehende Ingenieurin mit Baby anstellen?

Als ihr eine große Auricher Firma den Job auf Rügen anbot – wie hätte er sich weigern können, mit ihr zu gehen? Vor allem, da sich bei seiner eher aus Loyalität betriebenen Recherche herausstellte, dass in Bergen zur selben Zeit eine Stelle bei der Kripo frei geworden war. Er bewarb sich also und hoffte dabei insgeheim ein bisschen, dass der Posten mit einem Kollegen aus den eigenen Reihen besetzt würde. Doch offenbar war kein geeigneter Bewerber aufzutreiben gewesen. Man hatte ihn nach Stralsund zu einem Vorstellungsgespräch gebeten und ihn eine Woche später eingestellt. Nun war er also hier.

Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass es auf elf Uhr zuing. Trotzdem zog es ihn immer noch nicht in sein neues Zuhause zurück. Er passierte das Ortsausgangsschild und fuhr eine unbeleuchtete Allee hinab. Sein Blickfeld reichte nicht weiter als das Licht der Scheinwerfer, undeutlich erkannte er Wiesen hinter den Bäumen. Keine Häuser, keine anderen Autos.

Plötzlich packte ihn eine heftige Abneigung gegen die Insel. Wie hatten seine Düsseldorfer Kollegen gelästert? Du gehst nicht einfach in die Provinz – du betrittst Feindesland. Manfred aus dem K11 war nach der Wende drei Jahre nach Dresden abkommandiert gewesen. Zur «Entwicklungshilfe», wie er es nannte. Er hatte einige drastische Mobbingerlebnisse zum Besten gegeben.

Teresa wurde wütend, als Luka ihr von dem Gespräch berichtete. Der Mann ist bescheuert, die Wende ist zweiundzwanzig Jahre

her – das ist doch alles längst Geschichte, meinte sie. Trotzdem diskutierten sie an diesem Abend ein einziges Mal die Möglichkeit, eine Fernbeziehung zu führen. Es war Luka, der am Ende nicht wollte. Teresa war die Frau seines Lebens, und auch Tilda liebte er heiß und innig. Die Aussicht, beide nur noch an den Wochenenden zu sehen, erschien ihm unerträglich. Außerdem war Teresa eine tolle Frau, die sicher auch andere Männer beeindruckten würde. Da machte er sich nichts vor.

Nein, die Entscheidung war richtig, dachte er. Als er einen Seitenweg erspähte, versuchte er, dort zu wenden, um nach Hause zu fahren. Allerdings gestaltete sich das schwieriger als gedacht. Er schien auf einer Art Rad- oder Wanderweg gelandet zu sein. Es gab keinen Asphalt, nur zwei Betonstreifen, die in das nasse Gras eingebettet waren, und die Räder seines Wagens drehten durch, sobald sie auf den matschigen Boden gerieten. Luka murmelte einen Fluch und beschloss, dem Weg zu folgen. Irgendwann würde er schon wieder auf einer größeren Straße landen.

Offenbar war die Strecke Teil des öffentlichen Straßensystems, denn gelegentlich tauchten Häuser am Wegrand auf. Luka fuhr etwa acht Kilometer, wobei er hin und wieder andere Wege kreuzte. Manchmal konnte er zwischen den Bäumen das Meer sehen, das seidig im Mondlicht schimmerte. Schließlich erreichte er einen gepflasterten Pfad und dann einen Platz mit einem Blumenrondell in der Mitte und einem niedrigen Gebäude an der Seite, in dem Garagen untergebracht waren. Sein Scheinwerferlicht fiel auf ein öffentliches WC. Als er eine Runde drehte, erfasste es ein seltsam geformtes, achteckiges Gebäude mit einem Kreuz auf dem Dach – offenbar eine Kapelle.

Plötzlich packte ihn die Neugier. Kurz entschlossen parkte er am Straßenrand, stieg aus und folgte einem Fußweg, der ihn bergab an grasbewachsenen Hängen entlang in ein kleines Dorf führte. Die Wege waren eng, die Häuser geduckt, alles wirkte sehr gemütlich.

Auf dem Dorfplatz stand eine Pumpe, an der ein bemalter, mit Blumen bepflanzter Melkeimer hing. In einem Garten entdeckte er eine Miniaturmühle und Schilder, auf denen Fischbrötchen, Crêpes und Bockwürste angepriesen wurden.

Und dann lag plötzlich das Meer vor ihm. Überrascht und angeührt blieb Luka stehen. Wasser, so weit er blicken konnte, bis hin zum Horizont. Der Mond stand frei zwischen den Wolken und warf einen breiten glitzernden Streifen auf die gekräuselte See. Es war ein Bild, das ihn beruhigte und zugleich erregte. Luka kannte nur die Nordsee von den Urlauben mit seinen Eltern, wo ihn die Spaziergänge über endlose Deiche und eingezäunte Strände angeödet hatten. Aber das hier war anders. Die Rügener hatten ihr Meer nicht abgegrenzt oder dienstbar gemacht. Es schäumte lustvoll gegen das steinige Ufer, und er hätte mit wenigen Schritten im Wasser stehen können.

Aufmerksam schaute er sich um. Offenbar befand er sich in einem kleinen Hafen; sein Blick streifte einen Wellenbrecher aus Bruchstein. Daneben führte ein L-förmiger Holzsteg in die Fluten hinein. Fischerboote waren aufgebockt, und er entdeckte ein Gestell mit Bojen, an denen orange Fahnen flatterten.

Einem plötzlichen Impuls folgend, kehrte er zum Wagen zurück und holte sein Saxophon aus dem Kofferraum. Er schob das Mundstück auf den Korpus, hängte sich das Instrument um den Hals und kehrte zum Hafen zurück. Dort wandte er sich nach links und folgte einem breiten, steinigen Strandstreifen unterhalb einer Klippe, bis er einen Felsbrocken fand, der zum Sitzen einlud. Seine Misstimmung war verschwunden.

Nachdem er eine Weile dem Rauschen der Brandung gelauscht hatte, befeuchtete er das Blättchen, schraubte es am Mundstück fest und dehnte die Finger. Kurz darauf klangen die Töne von *Hey Jude* übers Wasser.

Er spielte lange, sicher eine halbe Stunde, völlig in sich versun-

ken und ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob er sich mit seinem einsamen Konzert lächerlich machte. Der Umzugsstress, Rosi und das hässliche Kommissariat in Bergen verschwanden aus seinem Bewusstsein. Obwohl er lange nicht mehr geübt hatte, entlockte er dem Instrument schmelzende Melodien. Er verjazzte die Songs, die ihm in den Sinn kamen. Jazz war pures Gefühl, und es tat einfach gut, nicht mehr denken zu müssen. Es war phantastisch. Er kam sich vor wie Robinson Crusoe – als wäre er fernab jeder Zivilisation auf einer Insel gestrandet, die nur ihm allein gehörte.

Dass er hier doch nicht allein war, fiel ihm zunächst gar nicht auf. Er spielte, und irgendwann mischten sich andere Töne zwischen seine eigenen. Der perlende Klang eines Klaviers, so selbstverständlich wie das Rauschen der Wellen.

Als Luka die zweite Stimme registrierte, ließ er das Saxophon sinken. Irritiert und bezaubert zugleich blickte er am Kreidefels hinauf. Oben an der Klippe wuchsen Bäume. Dahinter, nicht sehr weit weg, musste sich der unsichtbare Pianist befinden. Jetzt spielte er einige Takte allein und spann Lukas Improvisation weiter. Dann folgten ein paar irritierte Sequenzen, die sich wie Fragen anhörten. *He, wo steckst du? Keine Lust mehr? Hat doch Spaß gemacht.*

Luka grinste. Offenbar hatte jemand eines seiner Fenster geöffnet und beschlossen, mit dem durchgeknallten Typ am Strand eine Miniband zu gründen. Er setzte das Mundstück wieder an. Der Klavierspieler hielt kurz inne, dann folgte er ihm mit atemberaubender Sicherheit.

Nun gab er allerdings nicht mehr den dezenten Begleiter, sondern mischte selbst mit. Einige Passagen wirkten wie eine Parodie auf Lukas Spiel, in anderen nahm das Klavier sein Thema auf und gab ihm mit winzigen Veränderungen neue Tiefe. Schließlich ergriff der Pianist selbst die Initiative und erfand eigene Motive. Luka folgte ihm fasziniert. Das war Jazz vom Feinsten. Es war ... einfach großartig.